



Bildproduktive Natur: Landschaftsstein (pietra paesina), mit Ölfarbe ergänzt, poliert und gerahmt im frühen siebzehnten Jahrhundert in Florenz

Foto Picture Alliance

Wann immer wir nach einem Bild für das Feste, Bleibende, Unumstößliche suchen, geraten wir fast zwangsläufig auf Fels und Gestein. Es ist der Stoff des Gesetzes und der Erinnerung, des Ruhmes und der Letztbegründung. Wegen ihrer Härte und Duldsamkeit gelten Steine jedoch zugleich als das Dumpfe und Träge schlechthin: als tote Materie, die formender Hände harret.

Das ist nicht immer der Fall gewesen. In den mittelalterlichen Chroniken, Ritterromanen und Lapidarien, die der amerikanische Mediävist Jeffrey Jerome Cohen mit großer Kennerschaft und Begeisterung vor seinen Lesern ausbreitet, wimmelt es nur so von Steinen, die über eine Vielzahl magischer und therapeutischer Kräfte verfügen: Sie heilen Abszesse, schützen vor Hexerei und bösen Geistern, machen eloquent, beschleunigen die Geburt, prüfen Treue oder Jungfräulichkeit. Von manchen kostbaren Exemplaren hieß es, sie stammten aus dem Paradies, von anderen, sie müssten den Mägen wilder Tiere entrisen werden. Der Philosoph Albertus Magnus zögerte gar, den mineralischen Formen, die er in Steinbrüchen gesehen hatte, jedes Leben abzusprechen.

Cohen bezeichnet sein Buch als ein „Gedankenexperiment“. Im Geiste der von ihm präsentierten Autoren will er „in der profansten aller Substanzen Lebendigkeit erkennen“. Zu diesem Zweck lässt er zwei auf den ersten Blick heterogene Textkorpora wie Kontinentalplatten aufeinanderprallen: Werke, die vorwiegend aus dem spätmittelalterlichen Britannien stammen, treffen bei ihm auf eine schier

Im Lapidarium

Da pocht das Lithische: Jeffrey J. Cohen mischt mittelalterliche Texte über Steine mit rezenten Theorien über nichtmenschliche Akteure auf

unüberschaubare Menge von Theoretikern neueren Datums.

Alles, was zur Entstehungszeit des 2015 im Original erschienenen Buches in der akademischen Welt Rang und Namen hatte, wird von Cohen in der Einleitung aufgeführt: Die Palette reicht von der „Akteur-Netzwerk-Theorie“ eines Bruno Latour über diverse Spielarten des „spekulativen Realismus“ bis zur „objektorientierten Ontologie“ eines Graham Harman und dem vitalistischen Materialismus einer Jane Bennett. Vieles davon wirkt heute schon wieder passé und bleibt in Cohens Referat eher matt. Was alle diese Theorien verbindet, ist der Wunsch, endlich zu den Dingen selbst vorzudringen. Sosehr sie auch dem Poststrukturalismus widersprechen, der ja gerade die Zeichenhaftigkeit der Welt betonte, so sehr ähneln sie ihm hinsichtlich des Misstrauens, das sie gegen das menschliche Subjekt hegen.

Allen Dingen und nichtmenschlichen Wesen soll nun eine „Handlungsmacht“ – eine „agency“ – zukommen: Der Stein, den wir am Strand aufheben, hat vielleicht uns

gewählt. So ist auch das Vokabular, das derartige Theorien entfalten, betont harmonisch: Fast auf jeder Seite seines Buches beschreibt Cohen das Stein-Mensch-Verhältnis als Bündnis, Gefährtschaft, Teilhabe, Großzügigkeit und, warum nicht, sogar als Liebe.

Eine solche Auffassung der Dinge mündet, positiv gewendet, in eine Widerverzauberung der Welt. Gegen die Naturbeherrschung der instrumentellen Vernunft, die alles Seiende auf einen Bestand reduziert, betont Cohen die Eigenwilligkeit der steinernen Materie. In einer bewussten „Vermengung“ liest er die Autoren des Mittelalters als Vorläufer zeitgenössischer Theoriebildung – eine Beziehung, die freilich umkehrbar ist und Anlass zur Frage geben könnte, wie viel Mystik im vermeintlich neuen Materialismus steckt.

Eine wissenschaftsgeschichtliche Abhandlung, die den möglichen epistemischen Bruch zwischen mittelalterlicher und neuzeitlicher Weltanschauung am Beispiel der Mineralogie thematisiert, darf man von Cohen also nicht erwarten. „Ein Schwindelgefühl“, so versichert er, „ist vom Buch intendiert“ und „entsteht nicht versehentlich aus seinem rhetorischen Exzess heraus.“ Die Themen wechseln einander ab wie bunte Steine in einem wunderschönen Lapidarium, und von Stonehenge zu „Star Trek“, von der Sintflut zum Atomendlager ist es oft nur ein Sprung.

Zwischen all diesen literarischen, theoretischen und selbst autobiographischen Sedimenten erscheinen bisweilen Ungetüme, denen auch die tapferen Übersetzer keinen rechten Schlimm zu geben vermochten: „Als Schönheitsversprechen und Unschärferelation in einem summiert sich die Kraft von Stein zu einer Art Magie, einer ontologischen Zersetzung. Das Lithische pocht voller Dynamismus und begünstigt eine breitere Weltbezogenheit.“ Wie präzise und anschaulich schreibt Cohen dagegen, wenn er sich den Texten selbst zuwendet. Auch wer nie zuvor von Isidor de Sevilla, Geoffrey of Monmouth, Marie de France oder Jean de Mandeville gehört hat, wird die Welt der Steine dank Cohens einfühlsamer Darstellung rasch durch ihre Augen sehen. MAXIMILIAN GILLESSEN

Jeffrey Jerome Cohen: „Stein“, Ökologie des Nichtmenschlichen. Aus dem Englischen von Till Bardoux und Nikola Basler. August Verlag, Berlin 2022. 480 S., geb., 38,- €.



Wie die Kunst des Seiltanzes

Vor dem Hintergrund gescheiterter Friedensanstrengungen: Meron Mendel sondiert deutsche Debatten über Israel

Die fünfzehnte Documenta in Kassel wird wohl nicht als Welt-Kunstausstellung im öffentlichen Gedächtnis bleiben, sondern als Anlass einer neuerlichen Antisemitismusdebatte in Deutschland. Als die Documenta-Leitung einsah, dass die Sache für sie immer bedenklicher wurde, rief sie Meron Mendel als Mediator zu Hilfe. Der Direktor der Frankfurter Bildungsstätte Anne Frank, Professor für Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences und überdies regelmäßiger Beiträger in diesem Feuilleton merkte jedoch bald, dass die künstlerischen Kuratoren der Documenta, das indonesische Kollektiv Ruangrupa, zu einer echten Diskussion gar nicht bereit waren, und zog sich aus dem Geschehen zurück.

Auf den 1976 bei Tel Aviv geborenen Mendel war man gekommen, weil er sich mit dem Thema Antisemitismus als Betroffener, Wissenschaftler und Pädagoge befasst hatte. Sein jetzt erschienenes Buch „Über Israel reden: Eine deutsche Debatte“ ist ein analytischer Streifzug durch die deutsch-israelischen Beziehungen und hat zudem einen stark autobiographischen Einschlag.

Mendel ist nicht nur Deutschland, sondern vor allem auch seinem Geburtsland gegenüber kritisch. Im Prolog und im Nachwort seines Buchs erklärt er, warum das so ist: Israel werde immer mehr zu einer „defekten Demokratie“. Und er benennt ohne Umschweife einen wichtigen Grund dafür: das Scheitern aller Versuche, eine Friedensregelung zu finden und damit die Perpetuierung der Besatzung des Westjordanlandes. „Die Rede von der ‚humanen Besatzung‘ – so die Rhetorik der israelischen Politiker meiner Jugendzeit – gehört bis heute zur großen Lebenslüge vieler Israelis.“ Seine Erfahrungen als junger Soldat in Ramallah oder Hebron hätten ihm gezeigt, „dass es so etwas nicht geben kann, denn jedes Besatzungsregime funktioniert nur über die Gewalt der Besatzer und die Angst der einheimischen Bevölkerung.“

Mendel engagiert sich in Friedensprojekten, hat sich einer abermaligen Einberufung zum Militär entzogen, zählt zur Linken und bekennt sich als Angehöriger

des „Tel-Aviv-Staates“, benannt nach der weltläufigen, liberalen, hedonistischen Mittelmeerstadt, die das Gegenbild zum orthodoxen, von Strenghäufigen und Siedlern geprägten Jerusalem ist. Er bedauert, dass Israel nach 1967 „falsch abgebogen“ sei. Aber eine Lösung für den Konflikt mit den Palästinensern hat auch er nicht – vielleicht gibt es den großen Wurf („Zweistaatenlösung“) auch gar nicht mehr, und man kann nur hoffen, dass kleinere, meist private Friedensprojekte doch

Meron Mendel: „Über Israel reden“. Eine deutsche Debatte. Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2023. 224 S., geb., 22,- €.



Wirkung haben. Die neue israelische Regierung von Netanjahus Likud mit religiösen und politischen Extremisten hält Mendel für gefährlich und eine nationale Katastrophe.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten lebt Mendel nun in Deutschland; er verfolgt die Diskussionen über das Verhältnis der Deutschen zu Israel ebenso wie die antisemitischen Strömungen und Aufwallungen hierzulande. Ein langes Kapitel widmet er den Spaltungen und Verwerfungen, die es bei diesem Thema unter deutschen Linken gibt. Dafür gibt es in Israel keine Entsprechung, da eine klar gezogene Linie die Anhänger eines irgendwie zu organisierenden Friedens mit den Palästinensern von jenen Israelis abgrenzt, die deren Heimatrechte im Westjordanland ablehnen. In Deutschland hat sich inzwischen der rechtsextreme Antisemitismus als die größere Gefahr vor den linken geschoben; aber Mendel erwähnt doch interessante Anekdoten, etwa Jürgen Trittins freundlichen Abgang auf den „Kommunarden“ und Antisemiten Dieter Kunzelmann.

Ein anderes langes Kapitel widmet Mendel dem Komplex BDS. Der Bundestag hat die lose organisierte Bewegung, die zum Boykott, zum Desinvestieren und zu Sanktionen gegen Israel aufruft, in einer

Resolution als antisemitisch eingestuft. Mendel kommt im Ergebnis zu keinem anderen Urteil. Doch er billigt den Palästinensern etwa zu, dass sie das Recht hätten, ihre Interessen auch im öffentlichen Diskurs (oder in Verhandlungen) kämpferisch und hart zu vertreten. So sei die Forderung nach Rückkehr der vertriebenen Palästinenser nicht per se schon antisemitisch, auch wenn damit das Ende des „jüdischen Staates“ Israel besiegelt wäre.

Für deutsche Leser, die sich im ideologischen und diplomatischen Labyrinth des Nahostkonflikts kaum zurechtfinden, dürften Mendels Anmerkungen zu zwei Themen insbesondere von Interesse sein: zur „Wiedergutmachung“ seit den frühen Fünfzigerjahren und zu der Aussage von Bundeskanzlerin Angela Merkel vor der Knesset 2008, die Sicherheit Israels sei für sie „als deutsche Bundeskanzlerin niemals verhandelbar. Und wenn das so ist, dann dürfen das in der Stunde der Bewährung keine leeren Worte bleiben.“

Was die sogenannte Wiedergutmachung seit 1952, kurz nach Gründung des westdeutschen Staates, angeht, ist offensichtlich, dass sie mehr realpolitische Hintergründe als moralische Bedeutung hatte: Ben Gurion brauchte Geld und Waffen, um den von Feinden umzingelten Staat Israel abzusichern, Adenauer sah das Abkommen zu Recht als Wiedereintrittskarte Deutschlands in den Kreis der zivilisierten Staaten. Dass mit der Wiedergutmachung anfangs kein echtes Schuldbekenntnis verbunden war, stimmt ebenso wie der Vorwurf, dass die NS-Vergangenheit lange nicht aufgearbeitet wurde – jedenfalls bis zu den Auschwitz-Prozessen der Sechzigerjahre. In Gesellschaft, Wissenschaft und Schule nimmt das Thema jedoch seither einen eminenten Platz ein. Zum Problem ist inzwischen eher geworden, dass die Schulbekenntnisse und Gedenkveranstaltungen riskieren, leer laufende Rituale zu werden. Darüber gibt es eine lebhaftige Debatte, zu der, um nur drei Namen zu nennen, Dan Diner, Peter Longenich und Michael Wolffsohn Wichtiges beigetragen haben.

Was Angela Merksels inzwischen von vielen deutschen Politikern wiederholte Satz bedeutet, die Sicherheit Israels sei Teil

der deutschen Staatsräson, ist weniger klar. Markus Kaim hat darauf hingewiesen, dass damit im Grunde nur „alle bereits existierenden Grundentscheidungen der deutschen Israelpolitik zum wiederholten Male bekräftigt und programmatisch überwölbt wurden“. Außerdem habe die Bundeskanzlerin „auf eine Frage geantwortet, die sich für die deutsche Außenpolitik nicht wirklich stellt. Niemand wird primär Deutschland konsultieren, wenn Israels Sicherheit unmittelbar durch einen Aggressor bedroht sein sollte.“ Von kaum zu überwindenden militärischen Problemen ganz abgesehen, ist die Formulierung so vage gehalten, dass sie sich kaum als Bestandsverpflichtung interpretieren lässt. Es sei denn, man verstünde sie im Sinn einer Hilfe, wie sie der Ukraine zuteil wird.

Auf die von ihm selbst gestellte Frage, ob man in Deutschland mehr Rücksicht auf Israel nehmen müsse als in anderen westlichen Demokratien, gibt Mendel keine eindeutige Antwort. Er stellt lediglich fest, dass „in der deutschen Öffentlichkeit Positionen zu Israel zu beziehen“ ihm „manchmal wie die Kunst des Seiltanzes“ vorkomme. So vollführt er denn in seinem Nachwort, das von seiner Ablehnung der neuen israelischen Regierung geprägt ist, ein besonders akrobatisches Manöver. Er fordert von der deutschen Politik „eine klare Absage an den Rechtsextremismus, auch wenn er im israelischen Kabinett auftritt. Das wäre auch ein Ausdruck dafür, dass Deutschland eine Lehre aus der Geschichte gezogen hat.“

Es ist keine Frage, dass die rechts-populistische und -extremistische israelische Regierung wenig Sympathie in Deutschland (und nicht nur hier) genießt. Doch auf die fast verzweifelte Frage Mendels, wie „Deutschland als Verbündeter Israels die einzige Demokratie in Nahost vor sich selbst retten“ könne, wird er in Berlin keine Antwort erhalten. Starke politisch-diplomatische Einfluss auf Israel haben nur die USA. Doch letztlich kann die Lösung nicht von außen kommen. So schwer es sein mag: Die israelische Demokratie retten können letztlich nur die Israelis selbst. GÜNTHER NONNENMACHER

An großen Ideen mangelte es ihm nicht

Souverän seines Fachs: Ein Band versammelt Briefe des Musikwissenschaftlers Carl Dahlhaus

In der Kieler Musikwissenschaft galt er noch in den Neunzigerjahren als legendär: der Dahlhaus-Kaktus. Das struppige, längst versteinerte Gewächs war umkreist von winzigen Fliegen, der Topf war gesprungen, sein Muster von Kalkablagerungen bis zur Unkenntlichkeit überwuchert. Er stamme aus Carl Dahlhaus' Büro, so erzählte man den staunenden Studenten, des berühmtesten Musikwissenschaftlers des zwanzigsten Jahrhunderts, der an der Kieler Universität von 1962 bis 1966 als Mitarbeiter für Musikalische Landesgeschichte angestellt war und dessen Texte auf der Lektüreliste für Erstsemester in großer Anzahl versammelt waren. Die skurrile Reliquie verschwand irgendwann auf dem Kompost der Wissenschaftsgeschichte, nicht jedoch so manche stachelige Assoziation, wenn man sich im Studium durch die arabeske gemeißelte Prosa arbeitete, von dumpfer Ahnung erfüllt, dass man selbst nie so groß denken, so literarisch schreiben und so viel wissen werde wie dieser Autor.

Eine Dahlhaus-Dämmerung hat es bis heute nicht gegeben, ebenso wenig wieder einen Musikwissenschaftler, dessen Ableben eine Tagesschau-Meldung wert war. Freilich hat das Fach seit 1989 seine kulturwissenschaftlichen Metamorphosen ebenso problemlos überstanden wie die Berührungsanst mit Trivialem verloren: etwas, wofür Dahlhaus sich noch rechtfertigen musste. Auch sind über manchen seiner universalpoetischen Ideengebilde die Lichter ausgegangen, sind sie eher schlappiger Umgang mit Quellenangaben, seine Abneigung gegen Archivarbeit oder seine schreibende Pasticcio-Technik spätestens seit dem Erscheinen seiner „Gesammelten Schriften“ (2000/2007) offen zutage getreten.

Dennoch: Wenn es überhaupt jemals erhabene musikwissenschaftliche Studien gegeben haben sollte, vor deren Monumentalität und Ideenreichtum man kantisch wohligher erschauern konnte, so waren es die Seinen, die man überall antraf, forschte man nun zum Mittelalter oder zur Musik der Gegenwart.

Erstmals liegt nun eine Edition von dreihundertsechzig Briefen aus dem Zeitraum 1945 bis 1989 an über einhundertdreißig Briefpartnern vor. Zwar fehlen die Gegenbriefe, doch werden zumindest diejenigen Theodor W. Adorns abgedruckt. Der Herausgeber hat außerdem noch Notizen aus privaten Briefen von Carl Dahlhaus an die Ehefrau Annemarie und die Kollegin Sigrid Wiesmann aufgenommen, tagesbuchähnliche Fragmente, die erstmals Einblicke in seine Persönlichkeit ermöglichen.

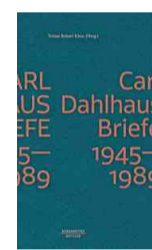
Geboren 1928, gehörte Dahlhaus zu jener Generation, die eine Nachkriegsmusikwissenschaft prägen und der das kompromisslose Hineinstürzen in die Sache womöglich notwendig, eine Flucht nach vorn war. Die Dissertation des schon früh Hochgelobten wurde in Göttingen, die Habilitation dann in Kiel eingereicht, wo die kleine Familie hineingezogen war. Wenig später wurden nach Saarbrücken schon achttausend Bücher mitgenommen. Die Privatbibliothek sollte in Berlin legendäre Ausmaße annehmen, das Lese- und Schreibpensum war immens. Der erste Herzinfarkt folgte mit 38 Jahren, später musste Dahlhaus dreimal wöchentlich zur Dialyse. Er starb im März 1989, wenige Monate nach seinem sechzigsten Geburtstag.

Das gern zitierte Lebensmotto Kurt Tucholskys „Da laß mich mal ran“ zeigt, worum die Briefe kreisen: um die Arbeit. Familienergebnisse spielen keine Rolle, der Sohn taucht nur ein einziges Mal in den Briefen auf. Spätestens mit der Berufung an die Technische Universität Berlin 1967 wird Dahlhaus mit akademischer Verwaltung überhäuft. In den Briefen dreht sich beinahe alles um Gutachten, Kon-

gresse, Fachgruppen, Editionen, Verlagsdebatten, Rezensionen, Autorenlisten für Sammelbände, Drittmittelakquise für die Wagner-Gesamtausgabe, Stellenbesetzungen oder -gerüchte. Dahlhaus empfindet sich als „Manager“. So weit, so normal, zumindest für seine Zeit.

Manch einer wäre in diesen vielen Funktionen intellektuell erstickt. Selbst der Adorno-Briefwechsel entspinnt sich nach verheißungsvollen Anfängen vor allem über stellenpolitische Fragen. Dahlhaus hingegen bleibt unverändert produktiv und kreativ. Er ist ein Souverän eines nicht selten auch klein, bunt und komisch wirkenden Faches, das in seiner Verbandszeitschrift 1971 allen Ernestes darüber stritt, ob man experimentalpsychologisch beweisen kann, dass die dodekaphone Musik Unsinn sei. So sind Dahlhaus' Briefe oft nummerierte, atemlos bis stenographisch wirkende Listen mit Fragen oder Antworten: strukturierte, pointierte Effizienz, die ihm den Rücken freihält für jene Dinge, die ihn inhaltlich umtreiben und bei denen er ausholen kann.

Carl Dahlhaus: „Briefe 1945–1989“. Hrsg. von Tobias Robert Klein. Bärenreiter/Metzler Verlag, Kassel 2022. 700 S., geb., 139,99 €.



Interessantes verbirgt sich in den Briefen in kleinen Äußerungen – etwa in dem klugen Satz gegenüber Hans Heinrich Eggebrecht, dass man durch die von ihm vorgeschlagene „Traditionskritik“ Musik „von den Folgen her beurteilen“ müsse, was wohl kaum möglich wäre. Über Historie zu richten war Dahlhaus' Sache nicht. Er wollte sie in ihren großen Zügen verstehen: „Idee der absoluten Musik“, „Idee der Kammermusik“, „Idee der Symphonischen Dichtung“ titelten große Texte. Der Weg zu ihnen war über Geschichts- und Epochenwerke bereitet worden, über zahlreiche Lexikon- und Handbuchbeiträge, die große Zusammenhänge und Denkmuster verlangten. Aber auch seine spontanen kleinen Texte verbergen ganze Universen an Inspirationen, die zu entdecken lohnt.

Der junge Dahlhaus war gegenüber Adorno sicher, ihm die Fähigkeit zu verdanken, „das zunächst nur dunkel und verworren Empfundene und Gedachte begrifflich zu artikulieren“. Das beschreibt den musikwissenschaftlichen Arbeitsprozess, diffuse musikalische Empfindungen in klare Begriffe zu übersetzen, um ihrer habhaft zu werden und mit ihnen hantieren zu können. Dass Musikwissenschaft diese Abstraktionsleistung vollbringen muss und sich damit dem Dilemma der Distanzierung zu ihrem klingenden Gegenstand aussetzt, hat kaum jemand so scharf erkannt wie Dahlhaus. Entsprechend musste schon der junge Kritiker einen Pianisten, „der Chopin spielte, ohne eine Note verstanden zu haben“, ebenso unmöglich finden, wie der gestandene Berliner Ordinarius den „Spott gegen praktische Exerziten von Musikwissenschaftlern“ durchaus nachvollziehen konnte.

Während die Briefe eher Distanzen offenlegen – selbst mit Studienkollegen wie Ludwig Finscher blieb Dahlhaus beim formellen Sie –, sind die Notizen selbstreflexive Studien, die neben Berichten über den Alltag viel Humor enthalten. Spätestens hier findet sich die Erklärung für die vielen Fotografien, die einen lächelnden Carl Dahlhaus zeigen. Zum Kaktus und den Schriften wollen sie partout nicht passen, zu diesen Ego-Dokumenten aber, die ein großes Lesevergnügen sind, durchaus. CHRISTIANE WIESENFELDT

Patrick Bahners

Die Wiederkehr

Die AfD und der neue deutsche Nationalismus

Verlag Klett-Cotta

PATRICK BAHNERS, Redakteur im Feuilleton dieser Zeitung, hat ein Buch über die Rückkehr des Nationalismus in die deutsche Politik geschrieben. Die AfD hat sich in den Parlamenten festgesetzt. Ihre Isolation dort täuscht über ihren Einfluss auf das Klima im Land hinweg. Parlamentarische Mehrheitsbildung wird schwieriger. Regierungen sehen sich dem Verdacht ausgesetzt, das Volk oder die Tatsachen zu ignorieren. Der neue Nationalismus nährt sich aus einem antimoralischen Affekt, ist die organisationsfähige Spielart des libertären Autoritarismus. Das Buch geht den Stoff erzählerisch an, setzt auf die reinigende Wirkung des ungläubigen Kopfschüttelns. Verfassungsfreunde sollten einen Sinn für das Groteske ausbilden: Der demokratische Prozess hält böse Überraschungen parat (*Patrick Bahners: „Die Wiederkehr“*). Die AfD und der neue deutsche Nationalismus. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2023. 540 S., geb., 28,- €.) F.A.Z.